Genügsamkeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 39

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-493909

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der fröhliche Gotthelf

Lieber Nebelspalter! Im Gotthelf-Gedenkjahr möchte ich Dir einige Witze und Schnurren von Jeremias Gotthelf senden, die der Dichter in seinem ‹Neuen Berner Kalender› für seine bäuerlichen Leser veröffentlicht hat. Dein P. B.

GENÜGSAMKEIT

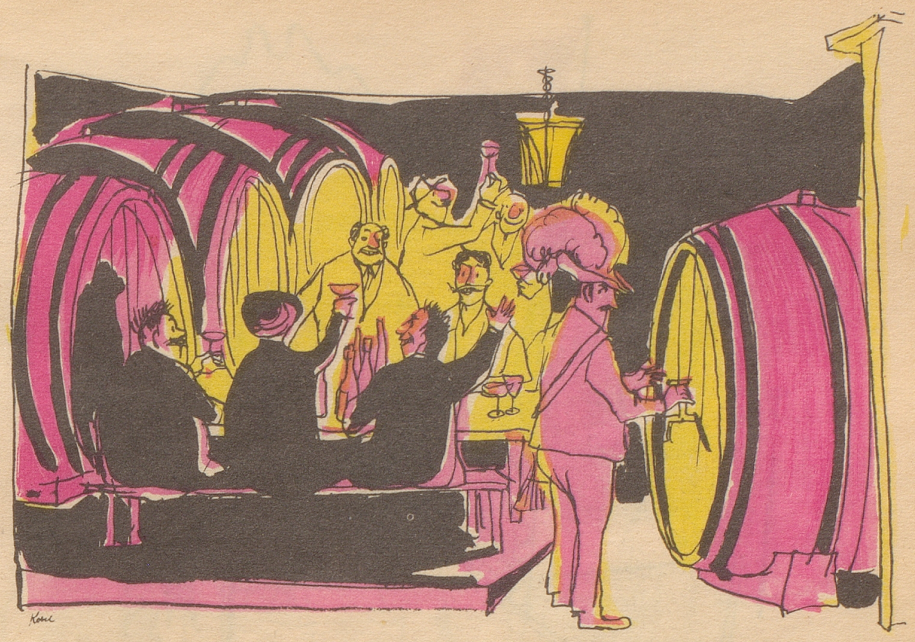
Ein Schlossergeselle wollte an einem Sonntag zum Tanze gehen. Er war ein sparsamer Bursche auf gewisse Weise, aber kein geiziger. Für Wein und Lustbarkeit reute ihn das Geld nie, wohl aber für Kleider und ihren Unterhalt, und der Wäscherin gab er fast gar nichts. Nütze doch das Waschen ja nichts, sagte er, nach acht Tagen sehe man nicht mehr, was gewaschen oder ungewaschen sei. Als er aber nun sein Hemd gschauete, das er in der Werkstatt vierzehn Tage angehabt, fand er es doch etwas wohl schwarz zum Tanzen, ein weißeres hatte er aber nicht. Er aber, nicht dumm, kehrte das Hemd, das Äußere inwendig, und legte es also an. Als er beide Arme aus den Aermeln heraus in die Höhe streckte, rief er götterglücklich aus: «O Himmelsackerment, wie wohl ist einem, wenn man saubere Wäsche anhat!»

FATALE ZUMUTUNG

Es ist schon lange her, daß ein Dorf zwei Chorrichter zu wählen hatte, die alsbald ins Schloß zur Beeidigung berufen wurden. Als das nächste Mal der Statthalter ins Schloß kam, fuhr ihn der Landvogt an: «Aber Statthalter, schämet Euch, mir solche Leute zu schicken als Chorrichter. Sie machen nicht nur der Gemeinde, sondern dem ganzen Amte Schand. Der eine ist ja im Frevelbuch, und der andere hat sonst einen schlechten Namen. Schämet Euch, Statthalter, und ein ander Mal schicket mir bräver Lüt.» «Verzieht, Junker Landvogt!» sagte der erschrockene Statthalter, «mr hei se nit, mr hei se nit!»

DER GÜLTIGE BEWEIS

Ein stattlicher Mann kam zu einem Professor an einer Hochschule, stellte demselben seinen Sohn vor und sagte ihm, den wolle er studieren lassen, aus dem müsse es etwas Rechtes geben, auf ein paar tausend Pfund auf oder nieder komme es ihm nicht an, und er solle nur recht awänge an ihm, es söll si Schade nit sy. «Euer Sohn wird einen guten Kopf haben?» fragte der Professor. «Das mein ich», antwortete der Mann, «aus dem gibts was! Zwure ist er abegheyt, einist ab dr Bühni und einist ab em Heufuder u beidi Mal uf e Gring, e kenist hets ihm neuis ta!»



Als der letzte Dorfnarr gestorben war und selbst der Fähnrich keinen Drescher mehr fand, vergrößerte er seinen Weinberg, indem er den Roggenacker umgrub und mit Reben bepflanzte. Im dritten Jahr brachten die neuen Stöcke so viel Wein, daß der Winzer sich des Segens nicht restlos erfreuen konnte, weil er ihn nicht gesamthaft einzukellern vermochte und einen Teil unzeitig und billig verkaufen mußte. Um dem Mangel abzuhelfen, ging er mit einem Grashalm zwischen den Zähnen nachdenklich um sein Haus herum, so weit es sich gehen ließ. War doch nur auf drei Seiten der Umschwung sein Eigentum; auf der vierten gehörte er nämlich den Toten. Dort stieß das Haus an die hohe Friedhofmauer. So nah wohnte der frohe Fähnrich bei den Toten, daß er sich an ihre Gesellschaft gewöhnt hatte. Abwechslungsweise sah er seinen Rebberg an und die Friedhofmauer. Hätte er sein Eigentum vergrößern können, wäre das Problem gelöst gewesen; doch die Angrenzer hatten ebenfalls zu wenig Boden. Keiner wollte einen Markstein versetzen lassen und auch nur eine Spanne Boden abtreten. Will der Fähnrich im eigenen Rebberg einen Keller bauen, muß er hundert Weinstöcke ausreißen. Dann freut ihn der Keller nicht mehr. Und baut er keinen Keller, freut ihn der Wein nicht. In dieser verhexten Lage gedachte er der toten Nachbarn. Die brauchen weniger Raum als die Lebenden. Denen dürfte es nichts ausmachen, wenn er von seinem bestehenden Hauskeller aus ein Loch unter ihre Särge graben würde.

Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er wirklich von seinem Keller aus in den Untergrund des Friedhofs eindrang. Die entstehende Gruft mauerte er vorsichtig und fachgemäß aus. In diesem Fach war er tüchtig wie alle Rebbergbesitzer. Die Natur hat sie selbst zu diesem Handwerk herangebildet, müssen doch die Steilhänge mit Mauern durchzogen, gestützt und getreppt sein, um dem gelockerten Boden Halt zu bieten. So erstellte der Fähnrich auch dieses Gewölbe und benutzte dazu vor allem die Steine, die er aus der Haus- und Friedhofmauer ausbrach. Die anfallende Erde aber schaffte er nachts in seinen Rebberg und verbesserte damit dessen Kulturschicht und Ertrag. Schließlich hatte er seinen Keller im erwünschten Ausmaß vergrößert, ohne daß ein Grab eingebrochen wäre oder Kilchvogt und Totengräber etwas davon gemerkt hätten. Auch die Kellerbesucher, die besonders im Herbst, wenn der Wein vergärte, oder nach einem kirchlichen oder weltlichen Fest, die auch des Dorffähnrichs Ehrentage waren, zahlreich sein konnten, merkten es nicht. Beim Kerzenschimmer und im Gewirr der Fässer und Kufen verloren sie das Bestimmungsvermögen und wußten nicht, daß sie das Glas den über ihren Köpfen ruhenden Toten entgegenhoben, wenn sie sich gegenseitig Gesundheit und Wohlergehen zutranken. Kamen sie aber ins flüssige Reden und Rechten, wie das beim Wein leicht geschieht, da er die Zunge löst, neunmalklug und nörgelsüchtig macht, und verdammten allen Schwindel der Welt, der so groß ist, daß er auf der Erde nicht Raum hätte, würde er feste Formen annehmen, machte der Fähnrich sich wohl plötzlich an einem Spund zu schaffen oder zog den Federhut ins Gesicht, damit die in allen Sätteln Gerechten sein Erröten nicht erkennen. Doch sie achteten dessen nicht und witterten kein Geheimnis. Und allmählich ging die Schamröte in Weinröte über, friedlich lebte der Fähnrich neben den Toten und erfreute sich als deren Untermieter des Geheimkellers bis an sein seliges Ende.

Adolf Fux

Heimkehr des Fähnrichs